

JÖRG MICHAEL KASTL

## Der Habitus und das Unbewusste

Freud, Bourdieu und die neuropsychologische Gedächtnisforschung

Anstelle eines „Mottos“<sup>1</sup>

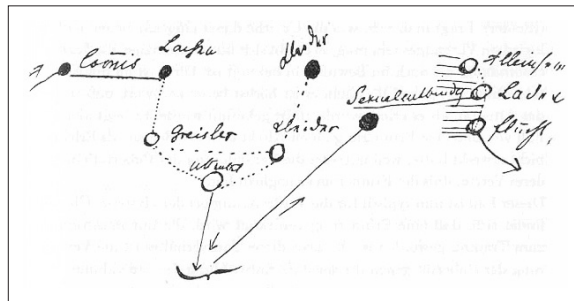


Abb. 1 Emmas Phobie (Aus „Entwurf einer Psychologie“)

I.

„Das Unbewusste für Freud ist nicht das, was man anderswo so nennt. [...] Das Unbewusste vor Freud existiert schlicht und einfach nicht. [...] Das Unbewusste vor Freud ist nichts Greifbareres als das ‚Unschwarze‘.“ (Lacan 1971: 194 f., Übersetzung JMK). Diese 1966 formulierten Sätze des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan formulieren eine Art Patentschutz: Freuds Unbewusstes sei „singulär“, alles was sonst so bezeichnet wird, nur ein unter einer abstrakten Klassifikatorik versammeltes Sammelsurium: etwa so,

<sup>1</sup> Diese Skizze findet sich im „Entwurf einer Psychologie“ (Freud 1895: 355). Die schwarz ausgefüllten Punkte stellen bewusste Vorstellungen dar; die nicht ausgefüllten die durch die Analyse zutage gebrachte unbewussten Vorstellungen. Der Kontext: eine junge Frau, Emma, Patientin Freuds, zeigt das Zwangssymptom, nicht *alleine* in einen *Laden* gehen zu können. Sie erinnert sich an eine Begebenheit, als sie 12 Jahre alt war, kurz nach ihrer ersten Periode. Sie geht in einen Laden, sieht die beiden „*Kommis*“ (veraltet für: Handlungsgehilfe) miteinander *lachen*, sie glaubt über ihr *Kleid*, und lief in irgendeinem Schreckeffekt hinaus; der eine der beiden habe ihr gefallen, sie sexuell angezogen. Freud glaubt, dass das eine Deckerinnerung ist, hinter der eine zweite Erinnerung aus ihrer Kindheit (mit acht Jahren) steckt (die in diesem Moment gehabt zu haben Emma allerdings bestreitet, „es ist auch durch nichts erwiesen“ sagt Freud.): sie geht *allein* in den *Laden* eines *Greißlers* (= österr. für Gemischtwarenhändler/Kramladeninhaber), um

wie man sagen kann, dass eine Gans, ein rotes Bügeleisen und der Tübinger Hauptbahnhof gemeinsam haben, dass sie zur Kategorie des „Nicht-Schwarzen“ gehören. Was würde Lacan zu dem Umstand sagen, dass im Freudjahr 2006 nicht zuletzt Neurobiologen und Neuropsychologen eine neue Phase der öffentlichen Freudrezeption einläuten? Ich vermute, für ihn wäre „nach Freud“ „vor Freud“, er würde sein Verdikt erneuern.

Eben diese öffentliche Freudrezeption hat aber dazu geführt, dass jeder interessierte „Zeit“- oder „Spiegel“-Leser über eine Grundlinie dieser Diskussion informiert ist. Das Unbewusste der Neurowissenschaften sei wesentlich eines der unbewussten *Gewohnheiten* und *Wahrnehmungen*, ein prozedurales, ein implizites „Unbewusstes“: z.B. kann ich „richtig“ sprechen, ohne mir über die Regeln bewusst zu sein oder ich kann der Star eines Basketballspiels sein, ohne sagen zu können „wie ich das gemacht habe“. Das Unbewusste der Psychoanalyse dagegen sei ein dynamisches Unbewusstes, es habe mit Verdrängung, mit Abwehrmechanismen, mit Widerstand und inneren Konflikten zu tun: z.B. kann ich die Gefühlsambivalenz angesichts eines sexuellen Übergriffs in meiner Kindheit „verdrängen“, und habe dafür in der Gegenwart mit mir unerklärlichen Zwangs- und Angstsymptomen zu leben (vgl. Fußnote 1). Gibt es also verschiedene „Unbewusste“? Oder nur verschiedene Formen des *einen* Unbewussten?

Was veranlasst einen Soziologen dazu, sich mit solchen Fragen auseinander zu setzen? Im Titel dieser Vorlesungsreihe ist von der „Aktualität des Unbewussten“ die Rede. Für mein Fach, die Soziologie, kann von einer solchen „Aktualität“ kaum die Rede sein. In den in der Soziologie so beliebten großen Theoriespielen existiert schlichtweg keine Spielmarke mit der Aufschrift „Das Unbewusste“. Stattdessen findet sich – gleich, ob bei Habermas, Luhmann, Luckmann, Beck oder Esser – fast durchgehend eine seltsam unrealistische Anthropologie der Selbstreferenz und Reflexivität. Ausnahmen sind selten, eine davon ist Pierre Bourdieu, der 2002 verstorbene französische Soziologe. Sein Leitbegriff lautet aber „DER Habitus“ und nicht „DAS Unbewusste“. Vom Wortfeld klingt damit „Habitualität“, „Habitat“ an, „Gewohnheit“ in dem Doppelsinn, den dieses Wort auch im Deutschen hat: an etwas gewohnt sein, und „etwas bewohnen“. Bourdieu formuliert: „C'est parce-que nous sommes impliqués dans le monde qu' il y a de l'implicite dans ce que nous pen-

---

„Näschereien“ einzukaufen; der Greißler kneift sie *grinsend (Lachen!)* durch die *Kleider* in die Genitalien. Trotz dieses sexuellen Übergriffs („Attentat“) geht sie ein zweites Mal in diesen Laden, worüber sie sich (heute? in der Pubertät?) Vorwürfe macht, als ob sie damit das Attentat hätte provozieren wollen („drückendes böses Gewissen“). Freud bringt das Beispiel einerseits als Beleg für den Vorgang der Verdrängung von Vorstellungsinhalten, die dann nur noch durch Decksymbole im Bewusstsein vertreten sind, andererseits als Beispiel für die Erinnerung an eine Szene, die erst nachträglich (in diesem Fall in der Pubertät) zum Trauma wurde.

sons et disons à son propos.“ Das ist ein auf deutsch nicht wiederzugebendes Wortspiel, etwa: „Weil wir in die Welt impliziert (im Sinne von verstrickt/verwickelt/mit ihr verflochten) sind, gibt es in allem, was wir über sie sagen und denken Implizites.“ (Bourdieu 1997: 21, Übers. JMK).Damit aber liegt der Habitus zunächst näher beim Unbewussten der Neuropsychologie (und selbst bei Heideggers Dasein!) als an dem Freuds. Wie immer – ich möchte Bourdieu in der Einschätzung folgen, dass soziale Phänomene der *Sache* nach falsch gesehen werden, wenn man nicht der Existenz und Wirksamkeit unbewusster psychischer Leistungen Rechnung trägt.

Mir geht es im Folgenden also nicht primär um Fragen der Theoriebildung. Der Frage nach *Konzepten und Theorien* hat die Vergewisserung über das voraus zu gehen, *worüber* wir eigentlich reden. Ich glaube, dass das schwer genug ist und möchte daher für diesen Vortrag ein exemplarisches, in Ansätzen phänomenologisches Vorgehen wählen. Es geht mir um eine Sichtung dreier Skizzen, die ich sozusagen von den Schreibtischen der drei Disziplinen der Psychoanalyse, der Neuropsychologie und der Soziologie „abgestaubt“ habe. Das mit den „Skizzen“ ist wörtlich gemeint. Die Befassung mit dem Unbewussten hat immer wieder bemerkenswerte grafische Potentiale freigesetzt. Anhand solcher „Graphen des Unbewussten“ möchte ich auf Korrespondenzen und Unterschiede der Verwendung des Prädikats „unbewusst“ bei Freud, der Neuropsychologie und Bourdieu hinweisen und am Schluss einige Konsequenzen ziehen für mein Soziologenproblem, das Verhältnis von Habitus und Unbewusstem.

II.

Beginnen wir mit einer berühmten Skizze Freuds (Abb.2) aus der „Psychopathologie des Alltags“, die im Zusammenhang mit der vielzitierten und vielinterpretierten „Signorelli-Episode“ steht (Freud 1901: 65 ff.). Worum geht es? Freud erzählt von einem Gespräch, in dessen Verlauf er selbst den Namen des italienischen Malers Signorelli vergisst. Stattdessen fallen ihm die beiden Na-

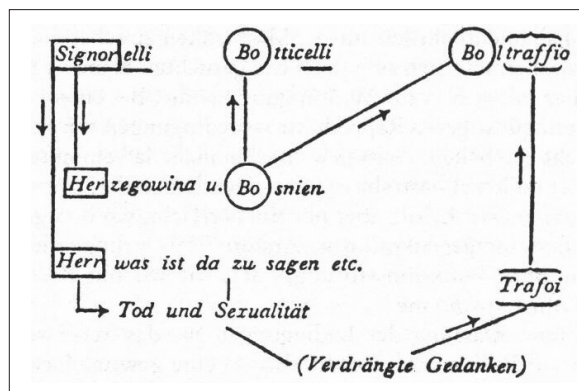
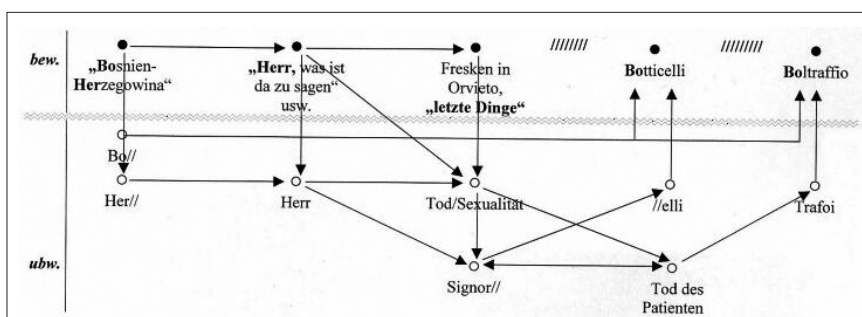


Abb. 2 Freuds Skizze der assoziativen Zusammenhänge der „Signorelli-Episode“



**Abb. 3** Die assoziativen Zusammenhänge der Signorelli-Episode in der zeitlichen Sequenz der Erzählung Freuds

men „Boltraffio“ und „Botticelli“ ein. Das Bild gibt das unbewusste Material wieder, das aufklären soll, wieso der eine Namen vergessen wurde und die anderen sich ins Bewusstsein drängen. Ich habe versucht auf der Grundlage von Freuds Erzählung eine zweite Skizze anzufertigen (Abb. 3), die die zeitliche Sequenz der Erzählung Freuds beibehält. Anhand dieser zweiten Skizze möchte ich die Geschichte in Erinnerung rufen.

Wir bewegen uns zunächst im oberen Teil, den ich mit dem Adjektiv „bewusst“ gekennzeichnet habe. Freud kommt auf einer Fahrt in die Herzegowina mit einem Mitreisenden ins Gespräch. Ein dort praktizierender Kollege, so berichtet Freud dem Mitreisenden, habe ihm über die in *Bosnien-Herzegowina* lebenden Türken folgendes erzählt: „Wenn man ihnen ankündigen muss, dass es für [einen] Kranken keine Hilfe gibt, so antworten sie: **Herr**, was ist da zu sagen? Ich weiß, wenn er zu retten wäre, hättest du ihn gerettet!“ (ebd.: 67). Was Freud seinem Gesprächspartner verschweigt, was ihm allerdings durch den Sinn geht, ist ein weiteres Detail der Erzählung des Kollegen: die Türken schätzten, so behauptet dieser, den „Sexualgenuss über alles“ und gerieten bei sexuellen Störungen in tiefe Verzweiflung: „Du weißt ja, **Herr**, wenn das nicht mehr geht, dann hat das Leben keinen Wert“ (ebd.). Im weiteren Verlauf der Konversation will Freud dem Mitreisenden von den „Fresken von den letzten Dingen“ im Dom von Orvieto erzählen, den er auf einer unlängst absolvierten Italienreise besucht hatte. Dabei fällt ihm der Name des Malers nicht mehr ein, stattdessen drängen sich die der Maler *Botticelli* und *Boltraffio auf*, wobei Freud klar ist, dass diese falsch sind. Was motiviert das Vergessen des Namens „Signorelli“ und die ins Bewusstsein drängenden Ersatznamen *Botticelli* und *Boltraffio*?

Damit kommen wir zum unteren Teil der Skizze, den unbewussten Zusammenhängen. Freuds Erklärung lautet wie folgt: Es gab eine assoziative Überlagerung des späteren Gesprächsthemas mit dem früheren. Die Beziehungen sind dabei zum einen eng am Klang der Worte orientiert: „Bosnien“ legt die beiden ersten Silben der Worte **Botticelli** und **Boltraffio** nahe. In der

Silbe „...elli“ von Botticelli klingt die Schlussilbe des vergessenen Namens an. Interessanter ist aber der vordere Teil des Namens: „Signor“. Signor heißt auf deutsch „Herr“, diese Silbe taucht sowohl in dem **Herzegowina** auf als auch in den erzählten Äußerungen der türkischen Patienten, in denen es im einen Fall um das Thema „Tod“, im anderen um „Sexualität“ ging. Über diese Komplexe, so Freuds Deutung, habe er „Signor“ unbewusst zusammen gebracht mit einer Nachricht, die er einige Wochen vorher über einen Patienten erhalten habe – „mit dem ich mir viele Mühe gegeben“ (ebd.), bemerkt Freud fast beiläufig. Dieser habe seinem Leben wegen einer „unheilbaren sexuellen Störung“ ein Ende gemacht. Die Nachricht von diesem Ereignis erhielt Freud wenige Wochen vorher in dem Südtiroler Ort Trafoi, ein Name, der dann in der zweiten Silbe von Bol-traffio wieder auftaucht. Freud rekonstruiert also eine Assoziationsreihe, die sich über die Silbe „Her“ zum Wort „Herr“ und von da auf das „Signor“ von Signorelli verschiebt. Gemeinsam mit dem Tod des Patienten verfällt dieses Wort der Verdrängung: „Ich *wollte* also etwas vergessen, ich hatte etwas verdrängt“, schreibt Freud, „ich wollte allerdings etwas anderes vergessen als den Namen des Meisters von Orvieto; aber dieses andere brachte es zustande, sich mit dessen Namen in assoziative Verbindung zu setzen, so dass mein Willensakt das Ziel verfehlte und ich das eine wider Willen vergaß, während ich das andere mit Absicht vergessen wollte“ (ebd.:68).

Die Signorelli-Episode macht in seltener Verdichtung deutlich, was Freud uns in seinen Arbeiten als „unbewusst“ vor Augen führt. Ich will vier Punkte herausgreifen.

**1. Die Annahme der unbewussten Prozesse wird durch die Diskontinuität der bewussten nahe gelegt.** Freud weist in der Abhandlung „Das Unbewusste“ von 1915 die „Daten des Bewusstseins“ als „in hohem Grade lückenhaft“ aus: „Sowohl bei Gesunden als bei Kranken kommen häufig psychische Akte vor, welche zu ihrer Erklärung andere Akte voraussetzen, für die aber das Bewusstsein nicht zeugt [...] unsere persönlichste tägliche Erfahrung macht uns mit Einfällen bekannt, deren Herkunft wir nicht kennen, und mit Denkergebnissen, deren Ausarbeitung uns verborgen geblieben ist. Alle diese bewussten Akte blieben zusammenhanglos und unverständlich, wenn wir den Anspruch festhalten wollen, dass wir auch alles durchs Bewusstsein erfahren müssen, was an seelischen Akten in uns vorgeht, und ordnen sich in einen aufzeigbaren Zusammenhang ein, wenn wir die erschlossenen unbewussten Akte interpolieren“ (Freud 1915: 73 f.).

Diese Lückenhaftigkeit wird in meiner Skizze augenfällig. Auf der Ebene der bewussten Akte wissen wir nicht, wie wir von den Fresken zu „Botticelli“ und von dort zu Boltraffio kommen. Dieses Material bleibt zusammenhangslos, solange wir nicht die „Interpolation“ der im unteren Teil der Abbildung vorfindlichen unbewussten Assoziationen hinzu nehmen. Dieser Begriff ist

übrigens der Mathematik entnommen: er bezeichnet dort die näherungsweise Errechnung eines unbekanntes Wertes einer Funktion aus zwei bekannten Werten, zwischen denen er liegt.

Hinzuzufügen wäre in diesem Zusammenhang, dass auch das, wie Freud sagt, „neu auftauchende“ (Freud 1901: 66) Thema der Fresken des Dom von Orvieto motivierbar ist aus dem „unmittelbar vorhergehenden Thema“ der Äußerungen der türkischen Patienten. Es liegt eben in dem gemeinsamen Themenkomplex „Tod und Sexualität“. Wer auch nur einen oberflächlichen Blick auf die Fresken Signorellis wirft, Fresken, die das Thema von Tod und Auferstehung, von ewigem Leben und ewiger Verdammnis in einer Darstellung von unerhörter Sinnlichkeit realisieren, wird diesen Zusammenhang unmittelbar verständlich finden, auch wenn Freud ihn verblüffenderweise fast übergeht.

**2. Die Analyse der Signorelli-Episode verdeutlicht den Leistungscharakter des Unbewussten.** Das Unbewusste ist nicht einfach etwas, was man nicht weiß, ein „nicht Gewusstes“. Freud spricht von „*Akten*“, also psychischen Leistungen. In diesem Fall handelt es sich zum Einen um ein „Vergessen-Wollen“ und zum Anderen um die synthetische Aktivität der Assoziierung der verschiedenen Vorstellungen, die die Voraussetzung zu der Verdrängung des Gesamtkomplexes ist. Von solchen unbewussten Leistungen sagt Freud, sie könnten „mit all den Kategorien beschrieben werden, die wir auf die bewussten Seelenakte anwenden, als Vorstellungen, Strebungen, Entschließungen u.dgl.. Ja von manchen dieser latenten Zustände müssen wir aussagen, sie unterscheiden sich von den bewussten eben nur durch den Wegfall des Bewusstseins.“ (Freud 1915: 75).

**3. Diese unbewussten „Akte“ spielen durchweg in einer Dimension des Sinnhaften, Verstehbaren.** Sie benützen wie immer bruchstückhaftes, aber (potentiell) sinnhaftes Material (Silben, Wörter, Sätze, Episoden) und generieren damit auf eine wie immer erratische Weise Bedeutung, die entschlüsselt werden kann. So spricht Freud in unserem Fall von einem Rebus, einem Bilderrätsel, ein Vergleich, der sich auch in der Traumdeutung findet. Die merkwürdige „Intellektualität“ des Freudschen Unbewussten ist oft registriert worden. „Das Unbewusste“, so sagt Karl Kraus, „macht schlechte Witze“ und Merleau-Ponty hat einmal von der Verwunderung geschrieben, die einen bei der ersten Freud-Lektüre überkomme angesichts eines „Unbewussten“, das so gar nichts Archaisches an sich hat, sondern sich realisiere in „Verfallsformen von Bedeutung, Rede, Handlung aufgelöst in lächerliche Kalauer“ (Merleau-Ponty 2000: 327).<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Die Stelle (sie ist so schön formuliert!) lautet im Gesamtzusammenhang: „Jeder Leser Freuds, denke ich, erinnert sich an seine ersten Eindrücke: eine unglaubliche Parteinah-

Freud kennt zwei grundlegende, das Prozessieren des Unbewussten charakterisierende Mechanismen. In der Verschiebung ruft eine Vorstellung eine andere – benachbarte – hervor; so werden neue Bedeutungskontexte und damit Bedeutungen generiert: aus der Silbe „Her“ wird ein „Herr“ und aus dem „Herr“ ein Signor; die Vorstellung des Todes des Patienten verknüpft sich mit dem *Ort*, an dem man die Todesnachricht erhalten hat. Diese Verschiebung wiederum ist die Voraussetzung für den zweiten Mechanismus, eine Bedeutungsgenese, in denen sich in einer Vorstellung die Bedeutungen der anderen „verdichten“: das Wort „Signor“ wird so durch die Verdichtung zur Metapher für die Macht des Todes und der Sexualität.

Es war wiederum Lacan, der im Anschluss an den russischen Linguisten Roman Jakobson darauf hingewiesen hat, dass dieses „eine Vorstellung steht für eine andere“ und „eine Vorstellung im Kontext weiterer“ nichts anderes bezeichnet als die der Poetik entnommenen Begriffe von Metapher und Metonymie. In diesen poetologischen Konzepten sieht Jakobson die zwei grundlegenden bedeutungsgenerierenden Operationen schlechthin markiert (Jakobson 1979). Sprechen, die Verwendung von Sprache, heißt für ihn die wechselseitige Durchdringung der vertikalen Bedeutungsdimension eines „dieses (Zeichen) steht für ein anderes“ mit einer horizontalen Bedeutungsdimension eines „dieses (Zeichen) im Kontext von jenem“. Insofern das Unbewusste Bedeutung dadurch erzeugt, dass es zum einen Vorstellungen für andere Vorstellungen stehen lässt (Verdichtung), und zugleich unablässig Vorstellungen in Zusammenhang mit anderen setzt und sie dadurch ihre Bedeutung verändern lässt, ist das Unbewusste, sagt Lacan, *wie* eine Sprache strukturiert (Lacan 1980: 26) – wie immer dieses Sprechen „wilden“ Formen der Bedeutungserzeugung folgt, etwas seltsam Unzivilisiertes, Erratisches, Läppisches an sich hat, so wie Kinder spielerisch Wörter zerlegen, plappern ohne deswegen den Bezug auf eine Welt potentiell mit anderen geteilter und teilbarer Bedeutung zu verlieren.

**4. Das Unbewusste reagiert und agiert im Feld der Kommunikation und damit des Sozialen.** Das gilt ganz selbstverständlich für die analytische Situation zwischen Patient und Analytiker. Aber auch die Signorelli-Episode zeigt deutlich: die unbewussten Vorgänge mischen sich sozusagen ins Gespräch, lassen sich durch das Gespräch ihrerseits anregen, werden im und durch das

---

me für die unwahrscheinlichsten Deutungen, ein besessenes Beharren auf dem Sexuellen – und vor allem die Verfallsformen von Bedeutung, Rede, Handlung *aufgelöst* in lächerliche Kalauer. Dann jedoch, in dem Maße, wie man liest, wie man sich auf sich selbst bezieht und die Jahre vergehen, stellt sich unerklärlich eine Art Evidenz der Psychoanalyse ein, und schließlich kommt man dazu, in Frieden mit dieser unerbittlichen Hermeneutik zu leben.“



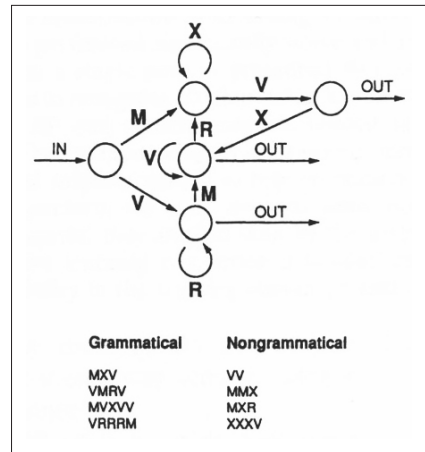
Gespräch wirksam. Das Gefühl des „heiklen Themas“ (Freud 1901: 67 FN), die Antizipation einer Reaktion des Anderen, letztlich eine soziale Norm, bildet überhaupt den situativen Anlass zu der Verdrängungsleistung. Eine Fülle soziokulturell konstituierter Zusammenhänge (von phonologischen und semantischen bis hin zu den Sinnstrukturen eines Kunstwerkes) sind bei der Assoziierung der verdrängten Vorstellungskomplexe mit wirksam. Das unbewusste Material selbst ist verknüpft mit einer Welt sozial geteilter oder potentiell teilbarer Bedeutungen. Hinzu kommt: es ist auf nachgerade obsessive Weise intentional bezogen auf andere Menschen, im Komplex der Sexualität ebenso wie in den Affekthaltungen bis hin zu Schuldgefühlen und der Frage nach der Verantwortung für den Tod des Patienten (Freud betont die Mühe, die er sich mit ihm gegeben habe!). Die dynamischen Prozesse, die Freud im Auge hat, spielen so gesehen gerade nicht in der Dimension eines in sich verkapselten Inneren, sondern in ihnen wird eine stete Bezugnahme auf Andere, auf Sozialität wirksam. Das gilt – wie Mario Erdheim in seinem Beitrag eindrücklich zeigt – sowohl für ihre libidinösen Komponenten (die Formen der psychosexuellen Organisation der Libido sind immer auch Formen der Organisation einer Typik sozialer Beziehung) als auch die normativen Komponenten: z.B. das Inzesttabu als Formulierung einer Befreiung der Libido zu einem „Außerhalb“ der Familie und zugleich als Verpflichtung einer Familie gegenüber einer Gesellschaft, einer Kultur. Ich denke, nur eine vorurteilsbeladene Interpretation kann auf den Gedanken kommen, die Psychoanalyse folge einem Biologismus. Die amüsanten Episoden der Psychopathologie des Alltags legen ebenso wie die großen Falldarstellungen weit eher eine Anthropologie der Besessenheit, der Verhexung des Menschen durch seinesgleichen nahe. Wenn z.B. die Lähmung eines Armes lesbar wird als Geschichte eines unbewussten Konflikts zwischen einem Heiratswunsch und dem Schuldgefühl, durch die Heirat einen kranken Vater im Stich zu lassen, oder die Symptomatik einer paranoiden Psychose als Geschichte der Verleugnung der Liebe eines Mannes zu einem anderen Mann – dann könnte man eher auf den Eindruck der Soziologisierung eines Biologischen als auf den der Biologisierung eines Sozialen kommen.

### III.

Nun zu einer zweiten Skizze, die uns scheinbar in eine vollständig andere Welt führt (Abb. 4). Sie ist einer Publikation der amerikanischen Neuropsychologen Larry Squire und Barbara Knowlton entnommen und zeigt eine sogenannte „artifizielle Grammatik“ (Knowlton, Squire 1994: 82).

Um was handelt es sich? Es ist die Abbildung einer Struktur, mit der man Buchstabenfolgen erzeugen kann. Man fängt dazu links an und folgt den Pfeilen. Im ersten Schritt kann man M oder V wählen. Wir wählen M. Im zweiten





**Abb. 4** Beispiel einer künstlichen Grammatik (Knowlton, Squire)

Schritt kann man entweder dem in sich zurück gebogenen Pfeil nach oben folgen und beliebig oft X und dann V wählen oder gleich dem Pfeil nach rechts folgen (V). Wir wählen XXV. Nun kann man entweder aussteigen und erhält dann als Ergebnis des gesamten Prozesses die Buchstabenfolge **MXXV** oder wir folgen nochmals dem Pfeil nach links unten (X, also **MXXVX**). Dort angekommen habe ich sogar drei Möglichkeiten: R zu wählen und wieder in der oberen Zeile anzukommen, beliebig oft V zu wählen oder aber auszusteigen. So könnte ich z.B. zu der Kombination **MXXVXRVVV** kommen. Das Schema definiert mithin eine Klasse möglicher, „grammatischer“ Buchstabenfolgen. Nicht mögliche Kombinationen, zum Beispiel **MXR**, sind dann „ungrammatisch“, entsprechen nicht den Regeln.

Das Schema war Teil eines Experimentes, das Barbara Knowlton und Larry R. Squire, ein Mitarbeiter des Nobelpreisträgers Eric Kandel, durchgeführt haben. Die Versuchspersonen haben – das ist wichtig – während des ganzen Versuchs keinerlei Kenntnis der oft noch sehr viel komplizierteren Algorithmen. Sie erhalten vielmehr in einer „Trainingsphase“ ausschließlich Beispiele „korrekt geformter“ Buchstabenfolgen für wenige Sekunden gezeigt. Danach wird ihnen lediglich mitgeteilt, dass die gezeigten Buchstabenfolgen bestimmten Regeln gehorchen, diese seien aber zu kompliziert, um sie zu erschließen. In einem zweiten Durchgang, in dessen Verlauf eine Liste mit zur Hälfte grammatischen und zur anderen Hälfte ungrammatischen Buchstabenfolgen gezeigt werden, sollen die Versuchspersonen dann für jede Kombination „aus dem Bauch heraus“ entscheiden, ob diese regelgerecht ist oder nicht. Es zeigt sich, ich habe das mit Studierenden in einem Seminar mit einem weit komplizierteren Schema reproduzieren können, dass sich richtige Entscheidungen in durchschnittlich etwa zwei Dritteln der Fälle einstellen, zu erwarten wären natürlich rein statistisch zunächst einmal 50 %. Die Versuchspersonen können dabei die Regeln, aufgrund der sie entschieden haben, nicht angeben. Das Er-

gebnis zeigt aber, dass sie irgendetwas von der Struktur wahrgenommen und „behalten“ haben müssen, also ein Lernvorgang statt fand. *Dass* und *was* erlernt wurde, ist aber nicht bewusst. „The learning is based on subject’s ability to detect regularities in the stimulus environment without being aware of them <...> That information can be learned implicitly and independently of awareness.“ (Knowlton, Squire 1996: 169). Das Erstaunliche ist dabei nun, dass die Hälfte der Probanden von Larry Squire und Barbara Knowlton aus Probanden mit einer ausgeprägten anterograden Amnesie bestand. Es handelt sich um Menschen mit einer Gehirnschädigung, die zu einer starken Beeinträchtigung bis zum fast völligen Verlust der Fähigkeit führt, neue Wahrnehmungen und Erfahrungen im Langzeitgedächtnis zu „speichern“, also etwas zu lernen. Dennoch zeigen sich bei den amnestischen Probanden keinerlei signifikante Unterschiede zu den Ergebnissen der nicht behinderten Teilnehmer. Die Autoren schließen daraus, dass dieses Lernen offenbar alleine aufgrund impliziter, sogenannter nicht-deklarativer Lernvorgänge möglich ist und dass hierfür Gehirnregionen eine Rolle spielen, die bei den Amnestikern nicht geschädigt sind.

Mit Hilfe gezielter Variationen von Trainings- und Testitems versuchen Knowlton und Squire heraus zu finden, wie diese impliziten, immer wieder auch als „unbewusst“ bezeichneten Formen des Lernens eigentlich genau funktionieren. Beispielsweise kann man die Testitems so bilden, dass sich keine konkrete Zweier- oder Dreier-Buchstabenfolge der Trainingsitems wiederholt, oder sogar völlig andere Buchstaben verwenden, die formale Struktur aber beibehalten. Auch hier zeigen sich in der Tendenz dieselben Ergebnisse: das nehmen die Autoren als Indiz für die „unbewusste“ Anwendung abstrakter, d.h. exemplarunspezifischer Regeln, „partial representations of the underlying formal grammar“ (Knowlton, Squire 1994: 79). Es lässt sich aber auch nachweisen, dass die unbewusste/implizite „Repräsentation“ bzw. das „Wiedererkennen“ *exemplarspezifischer* Informationen bei beiden Versuchsgruppen ebenfalls eine Rolle spielen kann, wie etwa bestimmte „typische“ Bi- und Trigramme von Buchstaben (sogenannte chunks) (Knowlton, Squire 1996: 178; Squire, Zola 1996: 13517).

Dieses Experiment ist nur ein Beispiel für eine ganze Reihe von Experimenten der neuropsychologischen Gedächtnisforschung, die nachweisen, dass auch vergleichsweise komplexe kognitive Kompetenzen implizit, „without being aware of them“ (Knowlton, Squire 1994: 79), erworben werden können. In anderen Versuchen, in denen mit komplexen und teilweise probabilistischen Regelstrukturen gearbeitet wurde, konnten Formen des impliziten „unbewussten“ Lernens für die Anwendung von Regeln, von Typenbegriffen, von Kategorien, und für das „Wiedererkennen“ unbewusst wahrgenommener Symbole oder Gegenstände nachgewiesen werden (vgl. dazu Squire, Zola 1996; Squire, Kandel 1999: Kap. 9).

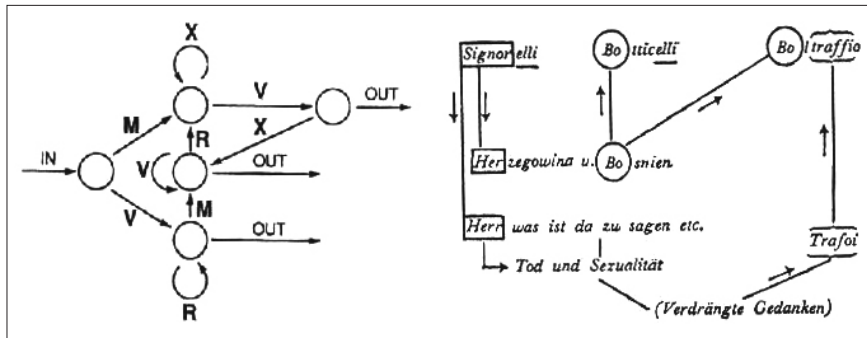


Abb. 5 Die zwei Skizzen im Vergleich

Haben solche Phänomene mit dem, was Freud vorschwebte, irgendetwas gemeinsam? Die beiden Skizzen weisen immerhin gewisse formale Ähnlichkeiten auf (vgl. Abb. 5). Sie zeigen beide eine nicht zufällige Assoziation von Einzelelementen, eine Struktur, die als Ganze einen Sinneseffekt zeitigt. Dieser beschränkt sich bei der künstlichen Grammatik zugegeben auf die etwas dürftige Erfahrung, ob mit den Buchstabenfolgen alles stimmt oder ob da etwas nicht stimmt. Wie bei Freud ist es der Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen, der unbewusst ist, gleichzeitig aber psychisch bzw. im Verhalten irgendwie wirksam wird. Immerhin.

Ein augenfälliger Unterschied ist allerdings: Freuds Schema ist *auf eine einmalige Situation* bezogen. Es zeigt die unbewussten Inhalte sozusagen in actu, während die artifizielle Grammatik eigentlich eine Regelstruktur anzeigt, d.h. eine ganze Klasse an Möglichkeiten. Immerhin kennt auch Freud sich wiederholende Strukturen, bei neurotischen Symptomen etwa, die ja einem Prinzip der Wiederholung folgen (vgl. Fußnote 1). Das legt nahe zu fragen, ob die Darstellungen möglicherweise nur auf verschiedenen methodischen Ebenen liegen, aber im Prinzip ineinander überführbar sind. Wollte man das Schema der Neuropsychologen auf dieselbe Ebene wie das Freuds bringen, müsste man nämlich über die faktisch wirksamen Assoziationen der Probanden verfügen, über das, was einem durch den Kopf geht, wenn man entscheiden soll, ob eine Buchstabenfolge „okay“ aussieht oder nicht. Psychoanalytisch gesehen bräuchten wir also gleichsam „freie Assoziationen“ über einen Buchstabensalat. Squire und Knowlton schließen ja nicht aus, dass dabei irgendwie geartete implizite „Repräsentationen“ eine Rolle spielen. Es kann unterstellt werden, dass solche In-Actu-Assoziationen in irgendeiner Beziehung zu der in der artifiziellen Grammatik ausgedrückten Struktur stehen. Sonst wären die Versuchsergebnisse unerklärlich.

Eine ins Auge stechende Gemeinsamkeit stellt die Realisierung des von Freud so genannten Verfahrens der „Interpolation“ unbewusster Leistungen dar. Die unbewusste Leistung wird als „Unbekannte“ erschlossen aus den

Diskontinuitäten der „bekannten“, also bewussten Leistungen. Eine solche „Interpolation“ versuchen ja auch Squire und Knowlton, wenn sie durch eine planmäßige Abwandlung des Experiments herausfinden wollen, ob eine implizite, „unbewusste“ *Regelanwendung* oder eher eine Orientierung an Charakteristika der *Einzelitems* oder *beides* eine Rolle spielt. Der Unterschied zu Freuds Verfahren beschränkt sich darauf, dass es im einen Fall um eine über Introspektion gewonnene und im anderen um eine über den Weg der Verhaltensbeobachtung gewonnene „Interpolation“ geht.

Richtig bleibt: Im Beispiel der künstlichen Grammatik ist keine dynamische Komponente im Sinne eines *Verdrängungseffektes* erkennbar, wenn auch eine affektive Dimension durchaus vorstellbar ist. Immerhin appellieren die Forscher an die „Gefühle“ ihrer Probanden angesichts einer bestimmten Buchstabenfolge: „They should base their judgements on their ‚gut feeling‘“ (Knowlton, Squire 1994: 82).

Dagegen lassen sich, ich habe es bereits angedeutet, im Signorelli-Beispiel auch Aspekte des Unbewussten im prozeduralen, impliziten Sinne aufweisen. Dazu gehört der Rekurs der unbewussten Prozesse auf Wahrnehmung und Sprache, der ständig mitlaufende, aber nicht thematische Sinnkonnex mit dem Gespräch, die Komplexion ganz unterschiedlicher Vorstellungen in der Sinnstruktur von Tod und Sexualität, im Grunde alles das, was die assoziative Verbindung herstellt – die letztlich dazu führt, dass mit dem eigentlich zu Verdrängenden auch der Name Signorellis verloren geht. Es spricht nichts dafür, dass der Sinnzusammenhang der Äußerungen der türkischen Patienten und des Themas der Signorelli-Fresken als solcher einer „Verdrängung“ unterliegt. Trotzdem bleibt er so implizit, dass ihn Freud noch nicht mal im Nachhinein deutlich heraus stellt. Ähnliches gilt für den Gleichklang von Her-, Herr, die Beziehung Herr-Signor, das Wiederauftauchen der Silbe „Bo“. Man könnte so weit gehen zu sagen, dass sich die dynamische Komponente dieser implizit-prozeduralen Dimension bedient, sie zur Voraussetzung hat. Hier verzahnt sich ein prozedurales und implizites Unbewusstes mit dem Dynamischen der Verdrängung.

Vielleicht spielt also ein prozedurales/implizites Unbewusstes innerhalb der psychoanalytischen Praxis eine wesentlichere Rolle als eine vorschnelle Singularitätsthese es zulassen will. In Anknüpfung an Eric Kandel (Kandel 2006: 166) u.a. wäre ein weiteres, allgemeineres Argument zu nennen: Freud trägt vor allem in seinen „technischen“ Schriften zur therapeutischen Beziehung einem impliziten und prozeduralen Unbewussten, einem Unbewussten, das wahrnimmt und lernt, einem Unbewussten, das eine Fertigkeit realisiert, Rechnung. Die ganzen Begrifflichkeiten der Übertragung und Gegenübertragung etc. laufen nämlich darauf hinaus, dass es in der Analyse nicht nur und nicht primär um die Rückgewinnung verdrängter Inhalte geht, sondern um eine tiefgreifende Umstrukturierung von Affekt-, Verhaltens- und Wahrneh-

mungsmustern, von existentiellen Sinnstrukturen. Das „Durcharbeiten“ der Analyse, deren Medium die Wirklichkeit der Übertragungsbeziehung ist, hat Aspekte des prozeduralen Lernens. Was da im Einzelnen geschieht, kann und braucht nicht immer „deklariert“ zu werden, es ist aber auch nicht unbewusst in dem Sinn, dass es unter Aufwendung psychischer Energie verdrängt werden müsste.

IV.

Ich komme nun zur dritten und letzten Skizze. Es handelt sich um den Ausschnitt einer Abbildung aus Bourdieus mittlerweile klassischer Studie „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982: 409).

Auch hier findet sich offensichtlich eine strukturierte Assoziation von Einzelelementen. Zwar fehlen Pfeile und Linien, aber die Abstände zwischen den beschrifteten Punkten scheinen irgendwie auf einen Zusammenhang hinzudeuten. Dass „Das wohltemperierte Klavier“ mehr mit der „Kunst der Fuge“ (beide oben links) zu tun hat als mit dem Chansonnier Charles Aznavour (unten rechts) ist noch nachvollziehbar, was aber „Flohmarkt“ mit Bach zu tun hat, erschließt sich einem nicht ohne weiteres. Worum geht es hier?

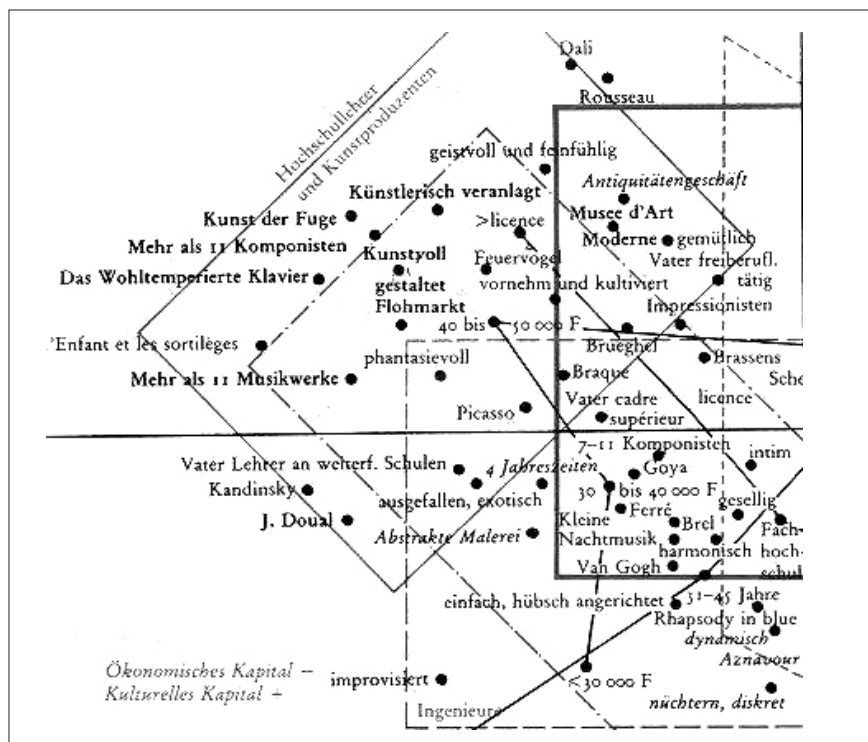


Abb. 6 Ausschnitt einer Korrespondenzanalyse aus Bourdieus „Feinen Unterschieden“

Die Grafik gibt einen kleinen Ausschnitt aus dem Tableau einer sogenannten „Korrespondenzanalyse“ wieder (ebd: 409). Dabei handelt es sich um ein statistisches Verfahren, das es erlaubt, das Zusammenauftreten einer offenen Zahl von Merkmalen/kategorialer Variablen als räumliche Distanzen abzubilden. Grob gilt: Je näher dabei verschiedene Punkte liegen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit eines – bezogen auf die Mehrheit der Untersuchungspersonen – gemeinsamen Auftretens, also ihrer Assoziation.

Datengrundlage dieser Analyse war eine umfassende Befragung von rund 1.200 Personen über kulturelle Praktiken, Geschmacks- und Werturteile sowie Konsumgewohnheiten aus den 1960er Jahren. Dazu gehören z.B. Kenntnisse und Vorlieben bei Musik und bildender Kunst, geschätzte Eigenschaften bei Freunden, Vorlieben beim Essen und beim Kauf von Möbeln. Auf Letzteres bezieht sich auch das Stichwort „Flohmarkt“. Offenbar ist es bei Leuten, die das wohltemperierte Klavier mögen, vergleichsweise wahrscheinlich, dass sie ihre Möbel gelegentlich auf dem Flohmarkt kaufen. Interessant ist dabei sowohl die Gesamtheit der Zusammenhänge als auch die Frage, welche Zusammenhänge eher unwahrscheinlich sind: so gibt es eine Affinität der Vorliebe für die „Kunst der Fuge“ zu Ravels Oper „L'enfant et les sortilèges“, nicht aber beispielsweise zu „La Traviata“ oder „Ungarischer Rhapsodie“; zum Erwerb von Möbeln auf dem „Flohmarkt“, nicht aber zu „ererbten“ oder im „Möbelhaus“ gekauften; zu „exotischer“ Küche, nicht aber zu „traditioneller“ oder „erlesener“; zu „feinfühligem“ Freunden, nicht aber zu „ausgeglichenen“ oder „lebensfroh-genießerschen“. Alle diese Merkmale stehen wiederum mit bestimmten soziostrukturellen Merkmalen der Befragten in Zusammenhang. Das hier gezeigte Tableau zielt insgesamt auf die Abbildung von Clustern solcher Geschmacks-Gewohnheiten für Angehörige verschiedener Fraktionen des Bürgertums.

Befunde dieser Art führen Bourdieu dazu, eine Systematik der abgebildeten kulturellen Praktiken zu konstruieren (um nicht zu sagen zu „interpolieren“). Er unterstellt, dass es auf der Ebene der Individuen ein System von Schemata gibt, das er „Habitus“ nennt. Ihr Spezifikum ist, dass sie auf eine implizite, „unbewusste“ Weise wirksam werden.

Ein Beispiel für ein solches Schema, das Bestandteil eines Habitus sein kann und mit dem vorgelegten Bildausschnitt zu tun hat, ist beispielsweise etwas, was Bourdieu den „asketischen Aristokratismus“ bestimmter Intellektuellen- und Hochschulberufe nennt. Ihre ökonomischen Mittel, sagt Bourdieu, reichen nicht so weit wie ihr Geschmack; ein Abstand zwischen ökonomischen und kulturellen Kapital verurteilt sie zu einem asketischen Ästhetizismus: „der von dem ‚profitiert‘, was er hat, Antikes durch ‚Rustikales‘ kompensiert, persische Teppiche durch rumänische, den Landsitz der Familie durch die restaurierte Scheune, den Besitz von Gemälden durch den von Lithographien [...]. Alles uneingestandene Surrogate – wie der Schaumwein und

der Talmi der tatsächlich Armen – mit denen der Mangel dem Besitz Tribut zollt.“ (ebd.: 449). (Daher der Flohmarkt!) Das verbindet sich mit dem Aspekt einer von Bourdieu so genannten „meritokratischen Auflehnung“: „Der Abstand zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital ist [...] ein Grund für ihre Neigung, gegen eine Gesellschaftsordnung zu protestieren, die ihre Verdienste nicht voll anerkennt, weil sie andere Klassifikationsprinzipien kennt als das Schulsystem... Diese meritokratische Auflehnung (und daher in gewissem Sinne aristokratische) Auflehnung nimmt zu, wenn die Betroffenen ihrer Herkunft die Treue halten und ihnen Aufstiegsmöglichkeiten versagt bleiben.“ (ebd.: 449). Zu dieser Figur gehört für Bourdieu die Pflege vergleichsweise hermetischer Kunstgenüsse, der Gestus der Avantgarde und der Herablassung gegenüber einerseits einer Populärkultur, andererseits aber die Verachtung und uneingestandene Ambivalenz gegenüber dem demonstrativem (Bildungs-)Luxus mancher freiberuflich Tätigen (Architekten, Ärzten, Unternehmer). Noch der Konsum eines vier Abende umfassenden Konzertzyklus, an denen *alle* Präludien und Fugen *beider* Teile des Wohltemperierten Klaviers auf einem *zeitgenössischen Originalinstrument* zu Gehör gebracht werden, kann für Bourdieu so einer sehr irdischen uneingestandenen Strategie der Maximierung kulturellen Prestiges folgen. Verdrängt oder mühsam rationalisiert ist für Bourdieu als Motiv dieser Tortur ein instinktives und aggressives Ressentiment mindestens so maßgeblich wie die in Anspruch genommene zweckfreie und interesselose Hingabe an die Sache.

Begriffe wie „aristokratischer Asketismus“, „meritokratische Auflehnung“ bezeichnen also in gewissem Sinne eine implizite Grammatik. Bourdieu erschließt, „interpoliert“ sie aus Befunden wie denen der abgebildeten Skizze, er geht also sozusagen den umgekehrten Weg wie die Neuropsychologen unseres vorher gehenden Beispiels. Sie ist für Bourdieu im Wahrnehmen, im Verhalten und in den Kognitionen der Personen wirksam, ihre Systematik ist – wie im Versuch mit der künstlichen Grammatik – unbewusst. Ihr korrespondiert eine intentionale Struktur, die Bourdieu gelegentlich als „sozialen Instinkt“, als „praktischen Sinn“ bezeichnet, der auf einem „unbewussten“ Registrieren von „feinen Unterschieden“ beruht: „Noch die scheinbar spontansten ‚Wahlverwandtschaften‘ beruhen immer auch auf dem unbewussten Entschlüsseln expressiver Merkmale, deren jeweiliger Sinn und Wert sich nur aus dem System ihrer klassenspezifischen Varianten erschließt“ (ebd.: 374). Es geht Bourdieu darum zu zeigen, dass das was wir Geschmack nennen, bis hinein in die elementaren Affektlagen von Abstoßung, Ekel oder Attraktion hinein verankert ist, zugleich aber eine Systematik in Abhängigkeit von der Position im sozialen Raum zeigt. Diese Abhängigkeit als solche ist in dem Maße unbewusst, ja verdrängt, wie gerade der Geschmack als das „Allerpersönlichste“ und Subjektivste angesehen wird. Das ändert nichts daran, dass er bzw. der ihm korrespondierende Habitus sozial geregelt und regelmäßig ist, ohne „das Ergebnis



der bewussten Einhaltung von Regeln“ (Bourdieu 1993: 99) zu sein. Er ist „abgestimmt, ohne bewusste Abstimmung“ (ebd.). In seiner Systematizität und in der Durchgängigkeit, mit der er alle Lebensbereiche und Bereiche der Intentionalität durchdringt, ist er „unbewusstes Schema“ (Bourdieu 1974: 239), ebenso individuell wie kollektiv unbewusst (ebd.), einem „Klassen-Unbewussten näher als einem ‚Klassenbewusstsein‘ im marxistischen Sinne“ (Bourdieu 1985: 17). Er beinhaltet „Strategien“ (z.B. der Prestigemaximierung, des sozialen Aufstiegs) „ohne strategische Absicht“ (Bourdieu 1993:116); er ist in der Unmittelbarkeit seiner elementaren Reaktionen der Abneigung und Zuneigung, des Ekels und der Faszination „Spontaneität ohne Willen und Bewusstsein“ (ebd.: 105). Er unterhält einen Bezug zur Geschichte seines Erwerbs, zum sozialen Lernen, aber dieser Bezug ist eine Präsenz der gesamten Vergangenheit „ohne bewusste Erinnerung“ (ebd.).

Der „Habitus“ weist in verschiedener Hinsicht auffallende Analogien zu einer motorischen Geschicklichkeit auf:

1. Seine wesentlichen Merkmale werden auf implizite Weise erworben: Basketballspielen lernt man durch Basketballspielen, nicht durch das Studium eines Handbuches.
2. Er ist eine Kompetenzstruktur im Sinne eines „offenen Schemas“, d.h. er limitiert, determiniert aber nicht das Verhalten, etwa so wie die Fähigkeit Basketball spielen zu können, einen zwar nicht zum guten *Fußballer* macht, es aber ermöglicht mit einer im Prinzip unbegrenzten Anzahl unterschiedlicher Spielsituationen im Basketball und verwandter Sportarten umgehen zu können.
3. Der Habitus ist für Bourdieu durch und durch körperliche Kompetenz, nicht nur in dem Sinne, dass er auch Motorik, Ausdrucksverhalten, kommunikativen Stil, Wahrnehmung, Körperhaltung (Hexis!), Affekthaushalt betrifft, sondern er ist auch in dem Sinne „leibgewordenes“ Soziales, als er gebunden ist an einen individuellen Körper, und damit auch an ein Gehirn. Der Habitus ist unablösbar von der organischen Individualität, wiewohl dieser individuelle Körper in seinen Strukturen „sozial geschaffen“ ist (ebd.: 112). Es geht um ein soziales Lernen, das Bourdieu durchaus auch in seiner neurobiologischen Dimension zu sehen imstande ist, wenn er sich, wie in einer späten Schrift, auf die „Stärkung und Schwächung synaptischer Verbindungen“ (Bourdieu 1997: 163) beruft. Und damit auf ein Konzept, das er nicht nur mit Freud teilt, der in seinem frühen „Entwurf einer Psychologie“ ja immer von „Bahnungen“ zwischen Neuronen gesprochen hatte, sondern eben auch mit dem Neurobiologen und Gedächtnisforscher Eric Kandel, der für wesentliche Entdeckungen im Bereich der synaptischen Plastizität den Nobelpreis erhalten hat. Und damit sind wir im Grund mit Freud und Bourdieu zusammen bei einer Perspektive, wie sie

Kandel in seinen jüngsten Veröffentlichungen nahe legt, dass nämlich jedes unserer Worte immer auch Veränderungen in der Molekularstruktur der Gehirne seiner Adressaten erzeugt. „You never use the same brain twice“ besagt ein englisches Sprichwort.

Bourdieu verwendet in seinen Schriften das Adjektiv „unbewusst“ sehr oft, dagegen spielt weder die Kategorie DES Unbewussten noch das Werk Sigmund Freuds eine systematische Rolle. *Wenn* er allerdings den Namen Freuds erwähnt, dann fast immer in Zusammenhang mit dessen dynamischen Kategorien, wie beispielsweise Verdrängung, Verneinung, Verkennung. Von der Sache her hat also das, was Bourdieu „unbewusst“ nennt, in der Tat eine hohe Affinität zu dem Verständnis von „Unbewussten“, wie es v.a. die Neuropsychologie geltend macht. Zugleich aber benötigt Bourdieu zur Beschreibung der sozialen Phänomene, um die es ihm geht, die ganze Palette dessen, was die Psychoanalyse als „Abwehrmechanismen“ bezeichnet: Verdrängung, Verleugnung, Verneinung, Projektion. Damit aber, könnte man sagen, ist ein dynamisches Verständnis von Unbewusstem, wie es für die Psychoanalyse zentral ist, für Bourdieu ebenso maßgeblich wie das implizite Unbewusste der sozialen Fertigkeiten.

## V.

Kehren wir zu unseren Ausgangsfragen zurück. Gibt es verschiedene „Unbewusste“? Oder nur verschiedene Formen des einen? Ist Freuds Unbewusstes singular? Wir kommen ins Schwimmen. Gemeinsamkeiten der Phänomene sind unabweisbar: wir interpolieren aus Diskontinuitäten des manifest Erfahrbaren eine Struktur der Assoziation, die psychisch bzw. im Verhalten wirksam ist, ohne dazu des Bewusstseins derer zu bedürfen, bei denen das der Fall ist. Aber gibt es deswegen „ein“ Unbewusstes, groß geschrieben und mit Artikel oder nicht einfach nur eine Vielzahl unbewusster Leistungen?

Gewiss macht es einen Unterschied, ob unbewusste Leistungen mit einem, wie Freud sagt, „vergessen wollen“ zu tun haben oder unbewusst sind im Sinne eines „Impliziten“ oder „Prozeduralen“. Aber unsere Analyse der Skizzen Freuds und Bourdieus und die daran knüpfenden Überlegungen legten es nahe, dass das eine Verständnis das andere mit beinhaltet, dass sie sich wechselseitig hervorrufen, dass die Phänomene nur beschreibbar sind über eine Interferenz dieser Typen unbewusster Leistungen. Hinzuzufügen wäre, dass auch die neuropsychologische Forschung in dem Maße, wie sie sich klinischen Phänomenen nähert, Formen des Unbewussten unterstellt, die eher dem dynamischen Verständnis der Psychoanalyse entsprechen, etwa bei psychogenen Amnesien (vgl. Markowitsch 1999, 2002).

Das wirft nochmals die Frage nach dem systematischen Status des Freudischen Unbewussten auf. Die Frage der Singularität steht und fällt damit, ob

die Redeweise von DEM Unbewussten, groß geschrieben und mit Artikel, berechtigt ist, ob es um mehr geht als nur um eine Klassenbezeichnung für eine Vielzahl von Phänomenen. Ist DAS Unbewusste nicht vielmehr besonderer „Ort“, topische Kategorie, eine operative Instanz, manchmal eine Art Subjekt im Subjekt, das agiert und handelt, zumindest ein System, das sich grundlegend vom System „Bewusstsein“ unterscheidet?

In der Tat finden sich alle diese Semantiken auch bei Freud, insbesondere im Bezugsrahmen seines sogenannten ersten topischen Modells. In diesem ist der Begriff der „Verdrängung“ auf konstitutive Weise mit dem des Unbewussten verknüpft. Das Unbewusste ist – als Instanz, nicht in seiner deskriptiven Bedeutung – gleichbedeutend mit dem Verdrängten, ja seine Konstitution durch eine Art „Urverdrängung“ wird für möglich gehalten.

Dieses systematische Verknüpfung revidiert Freud allerdings später, nämlich im Kontext des sogenannten zweiten topischen Modells, also jenem, in dem die Begriffe „Es“, „Ich“, „Über-Ich“ ins Spiel kommen. Anlass dafür sind eine Reihe von Evidenzen der klinischen Erfahrung. Dazu gehört der Umstand, dass die Verdrängung nicht vom Wunsch selbst, also vom Verdrängten ausgehen kann, sondern, dass das Verdrängen von der Instanz ausgehen muss, die dem Realitätsprinzip Rechnung trägt, also dem, was Freud dann „Ich“ nennt. Eine Verdrängungshandlung muss aber selbst unbewusst sein oder werden, um wirksam zu sein. Das heißt aber, Teile des Ichs müssen „unbewusst“ sein. Schon in früheren Schriften hatte außerdem Freud immer wieder betont, dass intellektuelle oder künstlerische Arbeit geleistet werden könne, ohne zu Bewusstsein zu kommen. Später bemerkt Freud, selbst „das Gewissen“, ein „Schuldgefühl“, könne unbewusst sein: „Nicht nur das Tiefste, auch das Höchste am Ich kann unbewusst sein,“ heißt es in der Abhandlung „Das Ich und das Es“ von 1923 (Freud 1923: 183).

Dort sind dann auch die folgenden Sätze formuliert, die man in all ihrer Vertracktheit zur Kenntnis nehmen muss: „Wir erkennen, dass das Ubw nicht mit dem Verdrängten zusammen fällt; es bleibt richtig, dass alles Verdrängte ubw. ist, aber nicht alles Ubw ist auch verdrängt. Auch ein Teil des Ichs ... kann ubw sein, ist sicherlich ubw. Und dies Ubw. des Ichs ist nicht latent im Sinne des Vbw.“ Und nun folgt eine für einen „Entdecker des Unbewussten“ seltsame und brisante Aussage: „Wenn wir uns so vor der Nötigung sehen, ein drittes, nicht verdrängtes Ubw. aufzustellen, so müssen wir zugestehen, dass der Charakter des Unbewusstseins für uns an Bedeutung verliert. Er wird zu einer vieldeutigen Qualität, die nicht die weitgehenden und ausschließenden Folgerungen gestattet, für welche wir ihn gerne verwertet hätten. Doch müssen wir uns hüten, ihn zu vernachlässigen, denn schließlich ist die Eigenschaft bewusst oder nicht die einzige Leuchte im Dunkel der Tiefenpsychologie“ (ebd.: 176).

Was ist geschehen? Freud kippt das mühsam ausgearbeitete erste topische Modell umstandslos auf den Müll, das Unbewusste verliert seine *systematische*

Bedeutung, es wird zu einer vieldeutigen Qualität, einem „Charakter“, einer Eigenschaft, es wird wieder zum Adjektiv degradiert, ohne aber, und darin liegt das Verblüffende, deswegen im mindesten seine sachliche Bedeutung für die Psychoanalyse zu verlieren.

Mit diesen Formulierungen, die die Exposition des zweiten topischen Modells einleiten, ist, wenn ich richtig sehe, eine Wiederaufwertung des sogenannten „deskriptiven“ Begriffs des Unbewussten verbunden. „Die älteste und beste Bedeutung des Wortes ‚unbewusst‘ ist die deskriptive; wir nennen unbewusst einen psychischen Vorgang, dessen Existenz wir annehmen müssen, etwa weil wir ihn aus seinen Wirkungen erschließen; von dem wir aber nichts wissen,“ schreibt Freud in der Neuen Folge der Vorlesungen (Freud 1932: 61). Freud vollzieht nun auch auf der systematischen Ebene das, was er – unsere Analyse des Signorelli-Beispiels hat es gezeigt – in seinen materialen Analysen und in seinen technischen Schriften ohnehin nahe legt, nämlich das Unbewusste in seiner Vieldeutigkeit ernst zu nehmen.

Verbietet sich dann aber nicht die Rede von DEM Unbewussten, groß geschrieben und mit Artikel? Müsste man nicht gegen Lacan, der sagt, „DAS Unbewusste *vor* Freud existiert schlicht und einfach *nicht*“, ins Feld führen, dass „DAS Unbewusste *nach* Freud schlicht und einfach nicht *mehr existiert*.“

Die Aktualität des Unbewussten sollte dann nicht mehr in der Aufrechterhaltung eines Singularitätsanspruchs „des“ Unbewussten der Psychoanalyse gesucht werden, einfach deswegen, weil es *dieses* „Unbewusste“ dem Selbstverständnis seines Entdeckers nach nicht mehr gibt. Freud selbst wertet die *Deskription* eines möglichen Spektrums von Phänomenen gegenüber der *Konstruktion* von Modellen auf. Die Integration dieser Phänomene in ein Modell, das über das methodisch gemeinte „Interpolations-Prinzip“ Freuds, und damit der Formulierungen von 1915 wesentlich hinaus ginge, wird wieder ungewiss und zwar, weil die klinischen und empirischen Phänomene selbst das nahe legen.

Genau darin sind nach meiner Auffassung Freud und das Unbewusste aktueller denn je. Denn dieser Stand der Einsicht ist auch der Unsere. Die Pluralität unbewusster Leistungen ist eine Erfahrung, die – weit weg von den Verdinglichungen der Modelle und Theorien, aber sehr nahe an dem Ethos des *Forschers* Sigmund Freud – so unterschiedliche Disziplinen wie die Neuropsychologie, die Psychoanalyse und die Soziologie je auf ihre Weise machen. Die Diskussionen zwischen den Disziplinen hierüber sind schon angelaufen.

Zu dieser Diskussion gehört ganz sicher das Wiederaufgreifen der Frage nach der *neurophysiologischen, der physischen Wirklichkeit* von Bewusstsein und Unbewusstsein, ein Thema, das an der Wiege der Psychoanalyse stand und das Freud zeitlebens nur immer *aufgeschoben*, nie aber *aufgegeben* sehen wollte.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Diese Diskussion ist in vollem Gang, vgl. dazu z.B. Kandel 2006.

Diese Debatte zeigt nicht nur, dass der Mehrdeutigkeit des Unbewussten die des Bewusstseins in nichts nach steht,<sup>4</sup> sondern legt sogar die Frage nahe, ob „Bewusstsein“, jenes „unerklärliche Phänomen“, wie Freud es in seiner „Notiz über den Wunderblock“ einmal genannt hat, konstitutiv mit DEM Unbewussten verknüpft ist: *jetzt gerade, immer*, bei all jenen unfassbar komplexen zeitlichen und sinnhaften Synthesen, die unser Gedächtnis in jedem Augenblick zu vollziehen hat, damit wir so etwas wie bewusste Erfahrung überhaupt machen können.<sup>5</sup> Zu dieser Diskussion gehört aber auch die Frage, ob es sich nicht auch bei DEM Phänomen der „Verdrängung“ in Wahrheit um ein ganzes Spektrum von Phänomenen handeln könnte.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Birbaumer schreibt: „Wir gehen heute von verschiedenen, heterogenen Bewusstseinsformen aus, die vollständig an Hirnprozesse gebunden sind. Es besteht kein qualitativer Unterschied zwischen bewussten und nicht-bewussten psychischen Vorgängen. Bewusstsein benötigt im Vergleich zu unbewussten Zuständen eine stärkere neuronale Aktivierung in größeren Neuronenverbänden. Selbstbewusstsein und Introspektion (Bewusste Qualia) erfordern zusätzlich Erregungsrückkopplungen“ (Birbaumer 2006: 7, vgl. auch 498 ff. ). Wenn in Birbauers und Schmidts Biologischer Psychologie sogar von einem „nicht-bewussten Bewusstsein“ einerseits und einem „bewussten Nicht-Bewusstsein“ andererseits (ebd.: 519) die Rede ist, dann zeigt das, wie offen die Diskussion dieser Phänomene nach wie vor ist. Auch der Stellenwert des „Vorbewussten“ muss heute eher komplexer gedacht werden als zu Freuds Zeiten. Ein Einwand, mit dem sich Freud einmal auseinandersetzen musste (Freud 1923: 174) lautete: Es gibt kein Unbewusstes, da das Bewusstsein selbst abgestuft, heterogen ist und verschiedene Grade der Aufmerksamkeit kennt. Das, was die Psychoanalyse unter „unbewusst“ verstehe, sei nur eine Art von „schwachem Bewusstsein“. Das Freudsche Gegenargument war damals: es sei zwar richtig, dass es im Bewusstsein einen kontinuierlichen Übergang zum Unmerklichen gäbe, aber daraus folge nicht, dass das Unbewusste das Unbemerkte sei, das mit genügender Aufmerksamkeit ans Bewusstsein zu bringen ist, genauso wenig wie aus dem Umstand der kontinuierlichen Abstufung von Helligkeit bzw. Licht folge, dass es keine Dunkelheit gäbe. Dieses Argument leuchtet (!) ein. Nur würden, wenn ich richtig sehe, Neuropsychologen heute das Argument eines kontinuierlichen Kontinuums nicht mehr gegen Freud wenden. Nach meinem Eindruck der Sprechweisen in der neuropsychologischen Diskussion und auch im Kontext der Bourdieuschen Sozialtheorie müsste man sagen: es gibt unbewusste Leistungen, es gibt bewusste Leistungen; es gibt teilweise auch ein Kontinuum zwischen Bewusstem und Unbewusstem; es gibt aber auch „Unbewusstes“, das unabhängig von der Frage „implizit/prozedural oder dynamisch?“ nur sehr schwer oder prinzipiell gar nicht bewusstseinsfähig ist.

<sup>5</sup> Das ist ein Gedanke, der sich schon in den Zeitanalysen der philosophischen Phänomenologie (Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty) nahe legt. Birbaumer hält fest (2006: 498): „Bewusstseinsprozesse resultieren stets aus vorbewusster (subliminaler) Informationsverarbeitung.“ Vgl. auch oben Fußnote 4.

<sup>6</sup> Am einen Ende dieses Spektrums könnte etwas stehen, was z.B. Eric Kandel geltend macht: nämlich die Möglichkeit einer „echten Amnesie“ im Sinne einer Schädigung des neuronalen Substrats durch Stress oder Traumatisierung. (Kandel 2006: 151; vgl. auch die Fallschilderungen bei Markowitsch 2002: 147 ff.) Am anderen Ende des Spektrums könnte (ohne dass damit der Verdrängungsbegriff der Psychoanalyse hinfällig wäre) et-

Was meine Disziplin, die Soziologie, betrifft, so zeichnet sich schon im Rahmen der hier geführten Diskussion ein ironischer Lerneffekt ab. Ich denke, dass den Begriff „DER Habitus“ als systematische Kategorie dasselbe Schicksal ereilen wird wie der „DES Unbewussten“. Er ist mindestens so vieldeutig und für ihn dürfte ganz ebenso gelten, wie das, was Freud dazu formuliert hat, dass er nämlich nicht „die weitgehenden und ausschließenden Folgerungen gestattet, für welche wir ihn gerne verwertet hätten“ (Freud 1923: 176). Er bezieht sich auf ein ganzes Spektrum vieldeutiger Phänomene, er trägt die typischen Merkmale einer theoretischen Mythologie: wird in der Subjektposition benutzt, ist Struktur, Strukturiertes und Strukturierendes in Einem, Inhalt und operative Instanz zugleich. „DER“ Habitus, „DAS Unbewusste“

---

was stehen, was die philosophische Phänomenologie, namentlich Sartre und Merleau-Ponty, ins Spiel gebracht hat (z. B. Sartre 1962: 97): „Wenn wir von der Fachsprache und von der verdinglichenden Mythologie der Psychoanalyse absehen, bemerken wir in der Tat, dass die Zensur kennen muss, was sie verdrängt, damit sie ihre Tätigkeit planvoll ausüben muss.“ Davon ausgehend exponiert Sartre die berühmten Überlegungen zum „unwahrhaften Bewusstsein“. Merleau-Ponty (1995: 381) formuliert eine sehr ähnlich gelagerte Sichtweise: „Une philosophie de la chair est à l’opposée des interprétations de l’inconscient en termes de représentations inconscientes’ tribut payé par Freud à la psychologie de son temps. L’inconscient est le sentir lui-même, puisque le sentir n’est pas la possession intellectuelle de ‚ce qui‘ est senti, mais dépossession de nous-mêmes à son profit, ouverture à ce que nous n’avons pas besoin de penser pour le reconnaître. Cet inconscient d’état suffit-il à porter les faits de refoulement, le mode d’existence de la ‚scène primitive‘, son pouvoir de séduction et de fascination? La double formule de l’inconscient (je ne savais pas’ et ‚je l’ai toujours su’) correspond aux deux aspects de la chair, à ses pouvoirs poétiques et oniriques. Quand le concept de refoulement est présenté par Freud dans sa richesse opérationnelle, il comporte un double mouvement de progrès et de rechute, d’ouverture à l’univers adulte et de reprise en sous-main de la vie pré-génitale, mais désignée désormais par son nom, devenue ‚l’homosexualité inconsciente‘... L’inconscient de refoulement serait donc une formation secondaire, contemporaine de la formation d’un système perception-conscience, et l’inconscient primordial serait le laisser-être, le oui initial, l’indivision du sentir.“ Was hier als Einwand gegen die Psychoanalyse formuliert wird, könnte einfach auch damit zu tun haben, dass es um unterschiedliche Phänomene geht. In einer jüngst erschienenen gemeinsamen Veröffentlichung eines Neurobiologen und eines Analytikers (Ansermet, Magistretti 2005: 51, Fn. 10) wird die Frage aufgeworfen, ob die Phänomene des (dynamischen) Unbewussten nicht in der Dimension des *deklarativen* Gedächtnisses spielen könnten. Das ist ein Argument, das sehr nahe an der klassischen phänomenologischen Argumentation Sartres und Merleau-Pontys liegt – nämlich Verdrängung als eine besonders paradoxe, und deshalb nicht still zu stellende, Form des *Bewusstseins* anzusehen – ich *will* etwas nicht sehen, denken, begreifen, wahrnehmen, d.h. ich schiebe das aus meinem Bewusstsein, muss aber genau dadurch daran denken, ich muss dann aber auch dieses Hinausschieben vergessen wollen usf., ich habe das alles *nicht mehr* und doch ständig *zugleich* im Bewusstsein. Diese Zirkularität erklärte gewissermaßen den hohen Aufwand psychischer Energie, den Verdrängungen benötigen.

oder auch „DAS Gehirn“ – das sind, sobald man diese Ausdrücke mit Tätigkeitswörtern verknüpft, Formen der Mythologisierung. Wir tun, denke ich, gut daran, bescheidenere, wenn nötig auch „nur“ klassifikatorische Kategorien zu bilden, die aber den empirischen Phänomenen angemessener sind. Insofern wird es auch in der Soziologie darum gehen müssen, die empirische Vieldeutigkeit und Heterogenität der – wie Freud sagt – Eigenschaft „bewusst/unbewusst“ ins Blickfeld zu bekommen und zwar *zusammen* mit Psychoanalyse und Neuropsychologie und nicht in Fortsetzung einer Strategie des Betreibens empirisch inhaltloser Sonderpsychologien in Gestalt sogenannter „Handlungstheorien“ oder „Theorien des psychischen Systems“.

Die Frage nach den „Charakteren“ von bewusst und unbewusst ist also so offen und spannend geworden wie sie es vielleicht nur in der Phase des Entstehens der Psychoanalyse war – genau darin liegt die Aktualität des Unbewussten und die Aktualität eines großen Forschers namens Sigmund Freud. Es sollte dabei nicht um das Ausfechten von Singularitätsansprüchen gehen. Vielmehr ist eines deutlich geworden: Alle diese spannenden Fragen stellen sich im wie immer kritischen *Kontakt* der Disziplinen, nicht in ihrer gegenseitigen Abschottung.

## Literatur

- François Ansermet, Pierre Magistretti, Die Individualität des Gehirns, Frankfurt a.M. 2005.
- Niels Birbaumer, Robert F. Schmidt, Biologische Psychologie, Heidelberg 2006 (6. Aufl.).
- Pierre Bourdieu, Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a.M. 1974.
- Die feinen Unterschiede, Frankfurt a.M. 1982.
  - Sozialer Raum und ‚Klassen‘, Frankfurt a.M. 1985.
  - Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M. 1993.
  - Méditations pascaliennes, Paris 1997.
- Sigmund Freud (1895), Aus den Anfängen der Psychoanalyse 1887–1902. Briefe an Wilhelm Fließ, Hamburg 1962.
- (1901), Zur Psychopathologie des Alltagslebens, Frankfurt a.M. 2000.
  - (1915), Das Unbewusste, in ders.: Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften, Frankfurt a.M. 1984: 73–104.
  - (1923), Das Ich und das Es. In ders.: Das Ich und das Es und andere metapsychologische Schriften, Frankfurt a.M. 1984: 171–208.
  - (1928), Abriß der Psychoanalyse, in ders.: Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur, Frankfurt a.M. 1977.
  - (1932), Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Frankfurt a. M. 1981.
- Roman Jakobson, Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphatischer Störungen (1956), in ders.: Aufsätze zur Linguistik und Poetik, Frankfurt a.M. 1979: 117–141.



- Eric R. Kandel, *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes*, Frankfurt a.M. 2006.
- Barbara J. Knowlton, Larry R. Squire, The Information Acquired During Artificial Grammar Learning, in: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 20/1994: 79–91.
- Barbara J. Knowlton, Larry R. Squire, Artificial Grammar Learning Depends on Implicit Acquisition of Both Abstract and Exemplar-Specific Information, in: *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition* 22/1996: 169–181.
- Jacques Lacan, Position de l'inconscient, in ders.: *Écrits II*. Paris 1971:193–217.
- Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Olten/Freiburg 1980.
- Hans Joachim Markowitsch, *Gedächtnisstörungen*, Stuttgart, Berlin, Köln 1999.
- Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen, Darmstadt 2002.
- Maurice Merleau-Ponty, *La nature. Notes. Cours du Collège de France*, Paris 1995.
- Vorwort, in Regula Giuliani (Hrsg.): *Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften*, München 2000: 325–331.
- Jean-Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts*. Hamburg 1962.
- Larry R. Squire, Stuart M. Zola, Structure and function of declarative and non-declarative memory systems, in: *Proc. Natl. Acad. Sci.* 93/1996: 13515–13522.
- Eric R. Kandel, *Gedächtnis. Die Natur des Erinnerns*, Heidelberg, Berlin 1999.

